

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Johannisfeuer.

Der Ursprung der Johannis-, Mittsommer- oder Sonnenwendfeuer, von denen schon in Chroniken des frühesten Mittelalters die Rede ist, liegt in heidnischer Vorzeit. Sie sind wahrscheinlich aus Opferfeuern beim germanischen Mittsommerfest hervorgegangen, die gleichzeitig Reinigungs- und Sühnefeuer waren. Man entzündete sie, um Krankheiten zu vertreiben, Missetaten zu verhüten, böse Geister fernzuhalten und gleichzeitig Sünden hinwegzunehmen. Von welcher Bedeutung sie einst waren, geht aus den Predigten der Heidenbekehrer und ersten Bischöfe hervor; deshalb hielt es auch schwer, die Neubekehrten davon abzubringen und aus der Sonnenwendfeier ein Fest zu Ehren des Apostels Johannes zu machen, der an einem 24. Juni geboren, anderer Behauptung nach gestorben sein soll. — Über den Ursprung des Johannisfeuers sind die Gelehrten sich nicht ganz einig, man nimmt gewisse Zusammenhänge mit dem uralten Kisteuer (Kistner) an, welches in Zeiten der Not, besonders bei Viehseuchen usw., angezündet worden ist, sowie mit dem römischen Vestilienfeuer, von dem Horaz und Ovid berichten, es sei zu Ehren der Vales, einer Göttin der Viehzucht und des Ackerbaus abgebrannt worden. Durch dieses Feuer brangen die Landleute dreimal hindurch, um vor Ungewitter, Missetaten usw. bewahrt zu bleiben. Man trieb auch das Vieh hindurch zum Schutz gegen Krankheiten und böse Geister. Diese Feuerbrünge sowie den Durchtrieb des Viehs kennt man einzeln heute noch beim Oster- und Johannisfeuer z. B. in Böhmen, Litauen, Serbien, Russland sowie in Deutschland. — Im Anschluß an das Feuer fand ein Umzug mit brennenden Fackeln um die Heide statt, die man dadurch vor Unwettern schützen und besonders fruchtbar machen wollte. Als Opfer für Vales verbrannte man im Vestilienfeuer Tierknochen und Hörner sowie hartholende Kräuter. Dieser Brauch wurde auch in christlicher Zeit noch geübt; man wollte dadurch die besonders im heißen Süden im Juni sehr kontagiose Luft reinigen. — Aborigines haben auch die Völker im hohen Norden einst Feuer aus Tier- und Bastknochen abgebrannt. Die Völkervereinigung und Sörer kamen ebenfalls sommerliche Reinigungsfeuer (Baalsfeuer), verbunden mit Feuerbrünge, desgleichen die Israeliten, denen Moses sie verbot. — Gegen die „heidnischen Geister“ der Sonnenwendfeuer und die Feuerbrünge kritisierte in Deutschland Behörden und Geistlichkeit mit allen Mitteln ein, jedoch ohne Erfolg. Man fügte sich schließlich ins Unvermeidliche, die Geistlichkeit ließ sich sogar herbei, die Feuer einzuleiten, um dadurch eine Art kirchliche Institution daraus zu machen. — Einst hatte nicht nur das Volk, sondern auch Könige und Fürsten entzündeten solche oder nahmen an der allgemeinen Feier teil. Eine Münchener Urkunde von 1401 meldet, daß Herzog Stephan mit seiner Gemahlin in der „Sonnenwendnacht“, inmitten des Volkes um das „Sonnenwendfeuer“ getanzt habe. Dasselbe tat König Friedrich 1471 während des Reichstags zu Regensburg. Ferner wird berichtet, daß 1489 auf dem Marktplatz in Frankfurt a. M. in Gegenwart des Königs ein Johannisfeuer abgebrannt worden ist, bei dem Kanakere einen Reigen tanzten. Inmitten des Feuers hing auf hoher Stange die Fahne des Königs nebst zahlreichen Ritterstandarten, umgeben von grünen Zweigen. — 1497 wohnte Kaiser Maximilian in Augsburg dem Sonnenwendfeuer bei, das von der schönen Susanna Reithard mit einer Fackel angezündet wurde, nachdem der Kaiser zum Krieger der Hofbienen vorher mit ihr den Reigen um den Holstoch getanzt hatte. — Das Material für das Feuer wurde im Ort aufsammeleiert. Zu dem Zweck stellte ein Bauer den Wagen, ein anderer die Pferde, ein dritter den Knecht zur Verfügung, der sich festlich ausputzte und vor jedem Haus einen Spruch verles. Wer nichts zum Feuer beigetragen hatte, durfte auch nicht hindurchgehen, das bezeugt schon der alte Spruch: „Kommt niemand zum Johannisfeuer ohne Brandfeuer“ usw. In Ober- und Mitteldeutschland sammelten die Kinder häufig das Holz für das Feuer ein. Sie gingen mit einer geknüpften Birke von Haus zu Haus und sangen dabei: „Maja, Maja, mia mia. — Bäll mit Holz zusammentragen. — Übers Kannefeuer.“ — Früher brang man vielfach zu zweien durchs Johannisfeuer, und zwar vereinigten sich meist Liebespaare zu diesem Sprung, wie es heute noch in Österreich, Ober- und Niederbayern, Ober- und Unterhessen, in der Oberpfalz usw. geschieht. Hauptächlich erklärte Liebespaare umtanzten eine umklungen den Holstoch und brangen (rufen, laut man in Schwaben) gemeinschaftlich durch die Flammen, um das Jahr hindurch vor ankündenden Krankheiten bewahrt zu bleiben, überhaup, um Glück zu haben. So hoch, wie sie sprangen, wuchs am lieblich der Flachs in dem betreffenden Jahr. Für das Gedeihen der Getreide soll es gut sein, wenn man ein Ei vom Johannisfeuer in die Heide steckt. — In der Gegend am Ried fing die männliche Jugend vor dem Feuerbrünge: „Antem Kopf und obern Kopf zu i mein Bäll schwingen. — Nach, wann d'nt gerne halt. — Durchs Jahr muß mit mir bringen.“ — In Oberhessen rufen die Bären beim Sprung: „Sant Johanni, mach's Berg drei Elle lang.“ In Schläen entzündeten die Bauernbüschchen mandororien mit Vieh getränkte Böden im Johannisfeuer und werfen sie beim Umhertragen lautend in die Luft. In Böhmen treibt man die Rube durchs Feuer, um sie milderlich zu machen und vor Krankheiten zu bewahren. Die Äste des Johannisfeuers wird dort auf Felder und Wiesen gestreut und angezündet. Solche im Haus aufbewahrt zum Schutz gegen Unwetter, namentlich Gewitter. Man legt auch wohl dem Vieh einen verbrannten Feuerbrand in die Krippe oder bestreut ihn im Stall. — Mit dem Johannisfeuer war früher die Errichtung eines Johannisbaums oder einer Johannisfange verbunden, ein Brauch, den man heute noch im Harz, in Ostpreußen, vor allem aber in Schwaben kennt. Meist wurde das Feuer um diesen mit Laub, Bändern und Tannenzweigen besetzten Baum herum aufgeschichtet, der in Flammen aufging, nachdem die Bauernbüschchen die darin hängenden Kränze und Bänder heruntergeholt hatten. — Nach vor einigen Jahrzehnten begann man im Egerland das Johannisfeuer auf ganz besondere Art. Inmitten des Feuers wurde eine Johannisfange errichtet, an der von den Bauernmädchen Kränze befestigt worden waren. Wenn das Feuer bereits brannte, entzündeten die Büschchen die Stange und holten die Kränze herunter. War der Baum niedergebrannt, so stellten sich die Büschchen ihren Mädchen gegenüber um das Feuer auf und blühten einander durch die Kränze und die Flammen des Feuers an, um annehmlich dadurch zu erklären, ob sie sich treu seien und heiraten würden. Dann warfen sie sich die Kränze übers Feuer hinweg dreimal zu, wobei niemand den Kränze fassen durfte. — In Schläen hängen am Johannisabend Hunderte von großen und kleinen Feuern, die meist aus Besenstücken bestehen, auf den Bergen empor, umtanz von jungen Leuten mit brennenden Fackeln.

Bis in die Gegenwart hinein haben sich die Johannisfeuer in Österreich, Böhmen, Bayern, Schwaben, Sachsen, Schlesia, Ostpreußen, am Rhein, in der Pfalz, in Schleswig-Holstein sowie hier und da im Harz, in Thüringen, Hannover (im Lüneburger Heide und bei Budeburg) sowie in Westfalen gehalten. Am häufigsten findet man sie immer noch in Norwegen und Schweden, wo der 23. und 24. Juni große offizielle Feiertage sind.

Vertrauen.

Von Elisabeth Gramlich (Heidelberg).

Vertrauen ist, wenn mein Vetter Karl-Otto die wirtschaftliche Tätigkeit meiner kleinen Freundin Hanna... Aber nein... ich will nicht analysieren — ich möchte das lieber erzählen.

Wir waren also zur Kirchenernte zu einem Onkel an der Bergstraße, der deutschen Riviera, geladen. Er besaß dort ein kleines Landhaus und hinter diesem einen unbemessenen Obstgarten. Äpfel, Birnen, was man sich an Obstbäumen nur denken konnte, hatte er darin, und das Schöne war, daß diese Bäume alle auf einer grünen Wiese standen. Ganz allein nur Bäume und Gras. Keine Sträucher und nichts dazwischen.

Wie schön war das, wenn sich das Obst ganz von selbst auf der Wiese präsentierte und man nicht durch Sträucher und Hecken schlüpfen oder gar Gemütsbeute übersteigen mußte, um einmal einen roten Apfel zu kauen. Da bin ich! Ich liefen sie einen förmlich an, und man mußte sich bücken. Sie lagen gerade so da.

Karl-Otto war es bei den Äpfeln anders. Sie ließen sich nicht bequem ins Gras fallen, waren viel stolzer als die biden Äpfel und schauten von oben herunter. Holt uns, wenn Ihr uns wollt! sagten sie und ließen sich von dem weichen Sommerwind in den Arm nehmen und leise schaukeln.

Da kamen aber auch schon Onkel Karl und Karl-Otto mit der Leiter. Sie legten sie an den alten, moorigen Kirchbaum.

Du, geh! wagt! fragten die nicht weniger moorigen Äste zu den schlaffen, glatten Leiter. Sie mochten sie nicht, weil sie alt war und vornehm tat. Und Onkel Karl mußte fünf- oder sechsmal anlegen, bis sie endlich fest stand.

Karl-Otto war die Sommerferien über zu Hause, und er sah meine kleine Freundin Hanna zum erstenmal. Ihr Großvater, nicht aber zuletzt ihre Schaffensfreudigkeit, mit der sie Tante Germina in Küche, Keller und Haus klinkt und praktisch an die Hand ging, weckte eine heiße Liebe in ihm zu ihr, die noch verstärkt wurde, als eines Tages ein delikater Kirchfisch auf den Kaffeetisch kam, den Hanna ohne jede Hilfe höchst eigenhändig gekaut hatte.

Da flammte Karl-Ottos Liebe himmelhoch auf, denn Kirchfische als er für kein Leben gern. Und zu seiner Liebe kam von diesem Tage an noch ein unbegrenztes Vertrauen zu Hannas häuslichen Tugenden als zukünftige Hausfrau.

Er gestand mir bald, was ich schon seit Tagen beobachtet hatte: seine Liebe zu ihr!

Aber wie schnell war diese Liebe verfliegen und verweht! Aber, was war der Grund?

Hanna, die noch nie im Leben Gelegenheit gehabt hatte, auf einem Baum zu sitzen, kletterte fröhlich die Leiterstufen hinauf und — Karl-Otto traute seinen Augen kaum — am rechten Beinchen im Strumpf sah ein Loch, Spitzbühlchen, weiß und schlängelnd sah es zu dem betroffenen dastehenden Karl-Otto herunter.

„Ach, guten Morgen... ich bin eben aufgewacht“, sagte es und deutete sich wohl, so daß es gleich ein bisschen größer wurde.

Aber Karl-Otto konnte gar nichts darauf. Es ärgerte ihn, daß es sich so unbedenklich stellte, obwohl es seiner Meinung nach absolut keine Voreinsicht hatte.

„Du, las! Hanna, daß sie ein Loch im Strumpf hat.“

„Ja... ich... es ist einfach lächerlich...“, sagte er und lief davon.

Als ich Hanna von dieser betrübenden Tatsache Kenntnis gab, suchte sie gelassen mit den Schultern und meinte mit erschütternder Gleichgültigkeit: „Da werde ich es eben stören müssen — — — wenn ich gerade dran denke!“

Dieser Nachlaß gab mir Anlaß zum Grübeln, denn Hanna dachte selten an etwas, am allerwenigsten aber daran, ein Loch zu stanzen. Wir war aufmerksam auf Hanna zu Mut, und ich schielte die halbe Nacht nach.

Am frühen Morgen war Hanna schon oben in dem grünen Blättergewirr beim Kirchfischessen und ließ lustig die Beine in der Luft schaukeln, als Karl-Otto und ich ankamen, um mitzubessen und — weiß Gott — man mußte hinzusehen, ob man wollte oder nicht, da sah noch die und rund das Loch. Es hatte sich inzwischen zu einer stattlichen Größe ausgewachsen und nahm behäbig, wie eine gut genährte Bauernfrau auf dem Markt, seinen Platz auf Hannas schlanken Beinchen ein.

„Karl-Otto, ich glaube, dort drüben gibt es mehr Kirchfische!“ riefte ich ihn diplomatisch nach einem anderen Kirchbaum zu führen. An seinen starren Augen, die unverwandt auf das kleine dastehende Weib blickten, sah ich jedoch schon, daß weder List noch Gewalt helfen konnten, weil es bereits zu spät war.

Karl-Otto hatte schon gesehen!

Ein kurzer Kampf — bei dem der delikate Kirchfisch von ein paar Tagen vorher mit dem Loch im Strumpf ein erbittertes Ringen führte, wobei schließlich das Loch Sieger blieb — und Karl-Otto hatte seinen Entschluß gefaßt.

Er wandte sich brüsk zu mir: „Ja, Du hast recht — wir wollen dort hinübergehen!“ und ich fühlte es — das große, unbegrenzte Vertrauen, das er in Hannas häuslichen Schalten und Walten gesetzt hatte — verankert in dem tiefen Meer der Enttäuschung.

Aber Hanna machte sich auf meine Barmherzigkeit hin nicht viel Kopfzerbrechen.

Wenn er des kleinen Loches wegen nicht mehr Vertrauen in mich setzte, tut er mir leid!“ sagte sie leichtsinnig, lachte und trompetete die Blumenstraße hinauf, um Tante Germina beim Teigrühren zu helfen.

Sie wurde trotzdem später ein sehr gutes Hausmütterchen.

Karl-Otto heiratete eine Frau, die zwar wie mit einem Loch im Strumpf herumkletterte, dafür aber auch lange nicht einen so delikaten Kirchfisch kauen konnte und überhaupt wirtschaftlich nicht so tüchtig war wie Hanna.

Ich glaube, Karl-Otto hat es manchmal ganz leise bereut!

Reise-Vorpiel.

Von Julius Kreis.
Vom Wetter.

Mein Freund Hugo zum Beispiel, der merkt den Witterungsanschlag daran, daß ihm die Haare kräftern. Aber man kann sich wenig daran halten, weil er schon seit längerem als Kräfte eine Glase trägt und infolgedessen in der genauen Wahrnehmung des Ansehens gehindert ist. Mein Nachbar laßt das Wetter in der großen Zehe. Er hätte sie schon längst an die Landesweiterwart verpacken können, aber seit es Vollblut gibt, reagiert belagte Zehe nicht auf Witterungsanschläge, sondern auch auf lange Stammtischabende mit Juden und Juden. Die Hausmeisterin kennt das Wetter an der obersten Kellerstiege. Wenn diese Stufe feucht ist, dann schlägt das Wetter um. Aber man weiß manchmal nicht, ob der Haorl von der Frau Rechnungsrat oder der kleine Wappel von Meiers...

Meine Base Schaffhuber weiß es aus dem hundertjährigen Kalender. Auch seines Menichen Auge hat diesen hundertjährigen Kalender gesehen. Er ist eine mathematische Gestalt wie der Schmelz von Kachel. Auch meine Base Schaffhuber kennt die Geleise des hundertjährigen Kalenders nur aus der Überlieferung von Großvater zu Großvater. Mein Freund, der Dichter Fridolin, merkt den Witterungsanschlag daran, wenn sein Füllfederhalter die Tinte nicht halten kann. Schulkinder haben einen Laubfisch. Der sitzt schon seit sechs Tagen auf der obersten Sprosse. Es muß anders werden! Leider stellt sich heraus, daß das sonst zuverlässige Tier infolge Unterernährung schon seit längerem auf dieser Sprosse lausig verhält.

Am zuverlässigsten ist mein Barometer. Es geht nichts über die Wissenschaft. Ich habe das Präzisionsinstrument von meinem Freund Max zum Geburtstag erhalten. Es ist auf der Auer Dult gekauft und hat als Bieder einen holzgeschnittenen Adler. Es ist ein prächtiger Zimmerschmuck, wenn auch eine Kleinigkeit daran fehlt: es ist nämlich kein Quecksilber mehr drin, sondern einige verbugelte Kirchfische liegen in der Kugel. Aber die Skala ist noch vollständig intakt, und wenn man das Barometer fest hält, so braucht man nur ein bisschen Phantasie und Phantasiefähigkeit zu haben, um sich was aus der Wetterbelästigung rauszuholen.

Wer weiß, was man in 2000 Jahren über den Luftdruck denkt. Ich bin für Ewigkeitswerte! Ich hab' mir trodenes, heiteres Wetter aus meinem Barometer herausgeschüttelt. Ich pade.

Das Baden.

Ich pade. Mein Ehrgeiz in jungen Jahren war, Löwenbänder zu werden. Wie kümmerlich kommt mir dieser Beruf jetzt vor, wenn ich, Aug in Aug, meinem Koffer gegenüberstehe. Dieser Koffer ist trotz dreißig Jahren die beinträchtigtste Kreatur, die existiert. Er hat Klappenverschlüsse aus Messing die mit nachwachsender Sicherheit immer dann aufspringen, wenn man in der einen Hand ein Paket, einen Blumenstrauß und einen Regenschirm, in der anderen den Koffer, den Mantel und den Fahrplan trägt, im Mund eine Zigarre und eine Fahrkarte hält, eine halbe Minute vor Zugabgang die Bahnperre passiert und hinter sich einen Mann mit einem Halskoll und einer tätowierten Stammfuge auf der Hand weiß, der auch mitkommen will und empört fragt, ob man sich vielleicht schiden wolle oder ob man sich nicht schiden wolle. Dieser Koffer ist ein Erbteil meines Onkels Balthasar. Ich schreibe mir immer auf einen Zettel auf, was ich einpade. Der Koffer lauert nur darauf, diesen Zettel zu fressen. Er verkrümelt ihn in seine letzte, verlorenste Futterfalte, genau so wie die Briefstube und den Pak.

Wenn man, schweißtriefend, gepackt hat, kann man, allegro allegretto, den ganzen Kram im Bogen wieder herausnehmen und im Koffer nach Zettel, Pak und Briefstube fahnden.

Dann packt man wieder ein: Hemden, Anzug und Kragen sehen aus, als wenn sie aus Versehen in eine Dreifachmaschine gekommen. Nun muß man aber bemerken, daß der Koffer ein Paar Stiefel und eine Dose einfach nicht mehr aufnimmt. Vorher hat alles Platz gehabt. Nichts zu machen! Der Koffer sagt: Reicht! Er mag nicht mehr.

Man packt zum dritten Male um und ein unter pfiffiger Zuhilfenahme der Geometrie und Planimetrie. Mit dem Erfolg, daß nun zwar Dose und Stiefel Platz haben, aber der Spirituskocher und die Wolljase wie zwei Ausläufer ausgefallen sind.

Man kopft sie mit Gewalt hinein, brüllt mit Hilfe sämtlicher Hausgenossen den Kofferdeckel zu und wird durch ein melodisches Krachen und Klirren belehrt, daß der Koffer und die Butterbrot im Kampf mit dem Deckel die Schwächeren waren. Auch das Reiterzeugenglas, wohlverdient in kleine Splitter, liegt der Koffer wieder aus.

Nun bringt man mit beiden Beinen auf den Deckel, weil's leicht ist, und der Nachbar haut die Klappenverschlüsse mit dem Schmelzhammer zu. Das Schickel schmachtet ein Gottseidank! Nur der Schlüssel ist aus Versehen im Koffer liegen geblieben.

Nach! nix! Die Klappen bringen am Bahnhof ja doch auf! Aber nein! Sie bringen diesmal mit Fleiß nicht auf. Denn der Koffer weiß, was er dem Schlüssel schuldig ist. Die zwei haben seit Jahren ein Bündnis geschlossen, um mit Zänsigkeit und Erfolgs an der leiblichen Zermürbung des Menschengeschlechtes zu arbeiten.

Der Schlaf.

Das Schicksal aber an jeder Reise ist doch das: wenn man einen Fensterplatz in einem Zug ergattert, das Gedächtnis hat und zum Lohn für laure Wochen als frohes Fest sich eine gute Reisesagare angebrannt hat.

Man fühlt sich an seinem Arbeitsplatz wie auf einer sicheren Burg. Man ist von einer wohlwollenden Schenkende gegen jene Armeligen erfüllt, die feuchend um Platz suchen, den Zug auf und ab rufen, nach Gattien, Frauen, Kindern und Hundchen, Gepäckträgern und Schaffnern rufen und mit herausgetriebenen Augenbällen überfüllte Wagen abprischen. Da kommt man das Fenster herab und legt sich, im Gefühl des glücklichen Besitzenden in den Rahmen. Kein Gefühl der Überlegenheit reicht an jenes heran, das den erfüllt, der im überfüllten Zug einen Fensterplatz hat. Das ist die blaue Stunde des kleinen Mannes, die große Glückseligkeit, sonst vom Schicksal Entbehrten.

Hat man genug am Schauen und Betrachten, dann fuchelt man sich zurück in seine Ecke und widmet sich der spannenden Reiseliteratur: Robert, der Räuberhauptmann von Kulm oder Hak und Liebe oder Schuld und Sühne bis zum Schott. Allein noch fehlt die Sammlung zum Lesen eines guten Buches. Die Frau schräg gegenüber frühstückt aus ihrem Koffer heraus, weithin vernehmbar, ein Wurfbrot. Nichts ist so suggestive als das Essen im Eisenbahnzug. Man nimmt ein Ei aus der Handtasche und schlägt es mit gutgezieltem Zandbiss mitten entzwei. Solche Reiseliter und immer durch irgend eine Schicksalsfügung weich gefoch. Noch ist man damit beschäftigt, von hochgehobenen Fingern

